

Die Biografie – Fakten und Fiktion

Zusammenfassung: In dem folgenden Beitrag beschäftigt sich der Autor einerseits mit der Auffassung von Biografie, die man als Gegebenheiten und Fakten „hat“ und auf der anderen Seite einer Wahrnehmung von Biografie, die man als eine Befähigung versteht, dem Lebenslauf mittels bewusster und unbewusster Fantasien, Fiktionen und Vorstellungen Sinn und Richtung zu geben. Damit wird die Biografie zu einem Prozess und *work in progress*.

Der Mensch mag sich noch so weit mit seiner Erkenntnis ausrecken, sich selbst noch so objektiv vorkommen: zuletzt trägt er doch nichts davon als seine eigene Biografie. Nietzsche

Das Idealverständnis von Biografie ist das eines „geführten“ Lebens, einer verfassten und geformten Vita. Das, was beeindruckend an der eigenen und anderer Biografie erscheint, liegt gerade in dem Gewährwerden selbst verantworteten Tuns und Lassens. Ob man dabei eine Spur, einen Weg in der Lebenslandschaft erkennt, oder gar einen roten Faden, eventuell ein Muster – wir sind eher mit unserer Vergangenheit einverstanden, wenn wir selbst daran gebaut, gewebt und gestrickt haben. Selbst angesichts äußerster Not oder des Todes kann dieses Vermögen eine der menschlichen Möglichkeiten darstellen, sich der eigenen Initiative und Gestaltungskraft zu vergewissern. Zu gestalten schließt auch die Befähigung ein, einen inneren Abstand herzustellen, eine Möglichkeit, von der der Arzt und Psychotherapeut Victor Frankl im Konzentrationslager Gebrauch machte: „Ich habe wiederholt versucht, mich von all dem Leid, das uns umgab, zu distanzieren, und zwar dadurch, dass ich es zu objektivieren versuchte. So erinnere ich mich daran, dass ich eines Morgens aus dem Lager herausmarschierte und den Hunger, die Kälte und die Schmerzen [...] kaum mehr ertragen konnte. Meine Situation erschien mir trost- und hoffnungslos. Da stellte ich mir vor, ich stünde an einem Rednerpult, in einem schönen, großen und warmen Vortragssaal und sei im Begriff, vor einer interessierten Zuhörerschaft einen Vortrag zu halten unter dem Titel ‚Psychotherapeutische Erfahrungen im Konzentrationslager‘.“ (Frankl 1981)

Während aus der Perspektive der Fakten der Lebenslauf objektiv determiniert erscheint, berücksichtigt der Fokus der Fiktion die subjektive Sinngebung. Jean-Paul Sartre schien in seiner Selbststudie („Die Wörter“) eine Erklärung seines Lebens wie seiner Neurose, zu der er auch seine Schreibbesessenheit zählte, zu suchen, indem er für die vergangene Wirklichkeit Worte fand und ihr damit Bedeutung zuschrieb. Zunächst sollte sein Lebensbericht „Jean sans Terre“ heißen. Er sah sich äußerst selbstkritisch als den gehemmten, unsicheren Jungen, der er war, so, als hätte er keinen Boden unter den Füßen und kein Land um sich herum, das

ihm einen Weg in die Zukunft eröffnen könnte. Er erlebte sich als Gefangener seiner Kindheit, in der er nur imitierte und sich anpasste. Wie erhehend dann die Freiheit, als er die wichtigere Nachahmung mit der frei gewählten Bestimmung des Erwachsenen tauschen und die Macht über die Wörter ausüben kann! Aber auch von diesem Thron muss er steigen, denn er erkennt, dass Schreiben eine Tätigkeit ist wie jede andere auch, und dass selbst die engagierteste Literatur keine Heilslehre ist. „Was bleibt, wenn ich das unmögliche Heil in die Requisitionskammer verbanne? Ein ganzer Mensch, gemacht aus dem Zeug aller Menschen, und der soviel wert ist wie sie alle und soviel wert wie jedermann.“ Dies schreibt Sartre am Ende seines Berichtes, und es ist schwer zu entscheiden, ob es resignativ klingt oder befreit von unmöglicher Anstrengung und Selbstüberhöhung.

Auch wenn jemand den Faden seines Lebens spinnt und in der Hand hält, bleibt doch jede Biografie auf kulturelle, soziale und gesellschaftliche Bedingungen angewiesen. Weder Einsiedler noch Menschen in totalitären Verhältnissen haben eine Biografie. Sie haben sich dafür entschieden oder wurden dazu gezwungen, sich mit einem „Lebenslauf“ zu begnügen. Jens Reich, Physiker und Bürger(rechtler) der DDR, stellte sich die Frage, ob er 1990 im Jahr des Mauerfalls seine Biografie zurückerhalten oder verloren habe. War es Selbstbefreiung oder Selbstabwicklung, wenn „über Nacht alles grau und alt“ erschien, „was wir an Erlebnissen und Kenntnissen, an beruflichen Erfahrungen und intellektuellen Fähigkeiten erworben hatten? Eine Art von sekundärem Analphabetismus kam über uns.“ (Reich 2002, S. 39) 1990 wird Reich Abgeordneter für Bündnis 90/Grüne, arbeitet nach der Wiedervereinigung als Abteilungsleiter am Zentralinstitut für Molekularbiologie, veröffentlicht zahlreiche Arbeiten und Essays, die sich mit der Rückkehr ins kapitalistische Deutschland beschäftigen, mit alten Lebenslügen und der neuen „Lage der Deutschen Nation“. Er arbeitet ungeheuer viel, beschäftigt sich mit seiner persönlichen und gesellschaftlichen Situation, aber auch nach zwölf Jahren kann er die selbstgestellte Frage, ob seine Biografie durch die staatliche Fremdbestimmung behindert worden sei, ob er einer „déformation biographique“ unterlegen sei, nicht beantworten. Was vielleicht auch zuviel verlangt ist, zeigt doch seine biografische Standortbestimmung, dass er die Brüche und Widersprüche seiner Geschichte erkennt und die innere Freiheit gewonnen hat, sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten.

„Sommersprossen sind auch Gesichtspunkte.“ Damit tat die Philosophin Hannah Arendt, deren biografische Konstante ebenso wie die Jens Reichs eine gesellschaftskritische ist, ihr Unbehagen kund, als sie hörte, dass die Entscheidung, in der Frankfurter Paulskirche einen Vortrag zu halten, auch darum auf sie gefallen sei, weil sie die erste Frau sein würde, die in der Paulskirche spräche. Die Biografie Hannah Arendts, auf die ich später noch eingehe, ist auch ein Beispiel dafür, wie jeder Lebensbericht Öffentlichkeit will, bei den „kleinen“ Leuten und erst recht bei den „großen“. Zeitgeist, Moden, persönliche oder politische Berechnung überfor-

men die Wirklichkeit einer Vita, rücken die Ereignisse in ein bestimmtes Licht. Ein ehemaliger Außenminister scheint sein Leben sportiv und psychologisch deuten zu wollen: „Mein langer Lauf zu mir selbst“, während Oskar Lafontaine, weniger missverständlich, seine Lebensbetrachtung „Mein Herz schlägt links“ somatopolitisch auffasst. Eine Politikerbiografie ist natürlich auch Teil einer bereits vorhandenen Neigung und Notwendigkeit, sich zu präsentieren wie auch sich zu inszenieren.

Nun koaliert die Lust an der Selbstdarstellung unverdrossen mit dem triebhaften Verlangen, sich durchs Schlüsselloch an den Intimitäten Anderer zu delectieren oder auch aufzuregen, ob sie nun wahr sind oder nicht. Mario Erdheim (2002) führt dieses Phänomen auf die allgemeinmenschlichen Klatsch- und Tratschbedürfnisse zurück, die von einer Dynamik sich ergänzender exhibitionistischer und voyeuristischer Tendenzen aufs Beste angetrieben wird. Da werden lustvoll Geheimnisse gesucht und enthüllt, Laster libidinös ausgebreitet oder pikant angedeutet. Dass es sich dabei auch um eine tatsächliche Entblößung handeln kann, schildert Verrechia, ein Biograf Friedrich Nietzsches. „Ein anderes Mal hörte der Junge erzählen, dass die Mutter, beeindruckt, den Professor singen zu hören, durch das Schlüsselloch geschaut und ihn nackt tanzen gesehen habe.“ Verrechia spinnt nun diese Szene weiter fort: „Dass Nietzsche nackt tanzte wie jene Satyrn, die auf griechischen Vasen abgebildet sind, wird auch von Overbeck (jenem Basler Professor) bestätigt. Liebmann schreibt: ‚Im engsten Kreise hat Overbeck später auch angedeutet, wie sich ihm in Turin ein Blick bot, der die orgiastische Vorstellung der heiligen Raserei, wie sie der antiken Tragödie zugrunde lag, auf grauenhafte Weise verkörperte.‘ Wahrscheinlich hat es sich um ekstatische Tänze mit erregtem Phallus gehandelt.“ (s. Erdheim 2002, S. 181)

Im Folgenden möchte ich nun den Versuch unternehmen, Biografien in Bezug auf die Perspektiven von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, von denen aus man sein Leben betrachten kann, zu untersuchen.

Vergangenes

Welchen Weg der Biografieverfasser zwischen der Darstellung der Fakten und der Vermittlung der biografiegestaltenden Fiktionen einschlägt, war immer und überall von kulturellen Moden und Maßstäben abhängig. Um 1800 entstand mit der autobiografischen Geständnisliteratur ein neuartiges Genre, in dem sich das bürgerliche Individuum selbstreflexiv mitteilte und dadurch wieder an Selbstsicherheit gewann. Hagner (2007) sieht 100 Jahre später einen Wandel eintreten, von der Kultur der subjektiven Selbstauskunft hin zu einer Kultur der Evidenz, geschaffen durch objektive Messinstrumente und Tests. Wissenschaftliche Experten wurden auf eine Fährte gesetzt, auf der sie glaubten, das Leben bestimmter Persönlichkeiten sowie

dessen schwer fassbare, aber bewunderte (Genie) oder bedrohliche Auswirkungen (Wahnsinn) wie einen Fußabdruck vermessen und einordnen zu können. Autoritäten wie Francis Galton nahmen Schädelmessungen vor; mit einem Dynamometer wurde der Handdruck ermittelt; Gesicht, Gehör, Geruch, Urin, Handschrift und Reaktionszeiten wurden untersucht. Es war der Schriftsteller Emile Zola, der Subjekt und Objekt wissenschaftlicher Begierde wurde, indem er sich zur Verfügung stellte, um das Wahre und Wirkliche über sich zu erfahren. Trotz großer Hoffnungen konnte man jedoch nach Abschluss dieser umfänglichen und ehrgeizigen Maßnahmen nicht von einer Gesamtdiagnose Zolas ausgehen, denn die Messergebnisse sind nicht loszulösen von Zolas Erleben seines Körpers, der Wahrnehmung seiner selbst, seinen Anschauungen, Erfahrungen und Haltungen, seinem Denken und Wissen (Hagner 2007).

Seit das Leben für wert erachtet wird, aufgezeichnet zu werden, scheint es immer wieder diese Konjunktur verdinglichender Objektivität und die Reduktion auf „Fakten“ gegeben zu haben. Bloße Fakten sind jedoch tote Daten, während bloße Fiktionen ohne Bezug zur Wirklichkeit unlebendig bleiben. Es ist immer der Wunsch nach vereinfachender und zugleich falscher Eindeutigkeit, der zu einem deterministischen Denken führt.

Wenn die Philosophin Hannah Arendt „Vom tätigen Leben“ berichtet, betont sie immer wieder, welche Bedeutung im Lebenslauf das Unverwechselbare, Einmalige jeder Person für sie hat. Sie kritisiert vehement die nivellierenden Auswüchse von Konformismus und Behaviorismus, die dazu führen, „daß das Handeln immer weniger Aussicht hat, die steigende Flut des Sich-Verhaltens einzudämmen, und daß Ereignisse an Bedeutung verlieren, so daß es nicht mehr gelingt, die bloß historischen Abläufe zu unterbrechen und zu erhellen“ (1981, S. 44). In ihrem Stolz auf ihr Eigensein wurde Hannah von ihrer Mutter, Martha Arendt, tatkräftig und entschlossen unterstützt (Prinz 1998). Sie erhielt deutliche Anweisungen für den Fall, dass ein Lehrer antisemitische Bemerkungen machen sollte. In diesem Fall solle sie sofort aufstehen und nach Hause kommen. Martha Arendt beschwerte sich in solchen Fällen schriftlich bei der Schulleitung. Als die 15-jährige Hannah sich von einem Lehrer beleidigt fühlte, forderte sie die Mitschüler auf, dessen Unterricht fernzubleiben, was ihr schließlich den Schulverweis eintrug. Ihre Mutter brachte es in dieser misslichen Situation schließlich zustande, dass Hannah auch ohne Abitur einige Semester an der Berliner Universität studieren konnte. Das war 1921. Zehn Jahre später zieht das braune Unheil herauf, sie wird kurzzeitig inhaftiert, kann dann aber nach Frankreich fliehen und von Lissabon aus in die USA emigrieren. Auch dort kann sie ihre kritische Gesinnung bewahren, sie setzt sich mit dem Zionismus und Ben Gurion auseinander, warnt ihn eindringlich, in seinem politischen Programm das Verhältnis zu den Arabern nicht außer Acht zu lassen. In den 50er-Jahren ist sie mit einem sich immer wilder gebärdenden Antikommunismus konfrontiert. In Hollywood lässt ein Schauspieler namens Ronald

Reagen (als Anführer der Antikommunisten) Filme auf den Index setzen, weil in ihnen lachende russische Kinder vorkommen (Prinz 1998).

Im Leben Hannah Arendts sind kritisches Denken und kritisches Leben eng verwoben. In ihrem Hauptwerk „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ hat sie beschrieben, wie die fatale und charakteristische Wirkung des Totalitarismus darin bestehe, die Wirklichkeit auf ein fernes, abstraktes und ideales Ziel hin zu rechtzubiegen. Die Demokratie – und ich vermute, sie hätte dies auch für ihr Leben gesagt – ist kein fixiertes, mit Gewalt anzustrebendes Modell, beides braucht ebenso Auseinandersetzung wie Übereinstimmung. Es gelingt ihr, kritisch zu denken und kontrovers zu leben, eine Haltung, die jedoch in ihrem Verhältnis zu Martin Heidegger auf eine harte Probe gestellt wird. Als seine Geliebte und Schülerin musste sie erleben, wie der Philosoph in die NSDAP eintrat, jüdische Kommilitonen benachteiligt haben soll, etwas, das ihr seit Schulzeiten unerträglich gewesen war. Die Berichte über das Verhältnis der beiden (Ettinger 1994) bleiben widersprüchlich und werden so der Wirklichkeit vermutlich am besten gerecht. Sie bewundert ihn, ist loyal und verständig, berichtet von seiner „erschütternden Zutraulichkeit und fundamentalen Gutartigkeit“ (Prinz 1998) und weist wütend Jaspers Forderung, den Kontakt zu Heidegger abubrechen, von sich. Auf der anderen Seite kritisiert sie seine Philosophie und setzt sich mit ihm auch gegen den erbitterten Widerstand seiner Frau Elfriede auseinander.

Von zwei wieder ganz anderen Biografien berichte ich nun im Folgenden.

Ich kann nichts

Unsicher und verzagt beginnt eine 48-jährige Frau darüber zu sprechen, was sie in die Supervision führt. Sie stellt einen kleinen bunten Rucksack neben sich, der eher zu einem Schulkind passen würde. Unter großem Druck und mit viel Anspannung in ihrer Stimme erzählt sie, wie sie als Sachbearbeiterin einer Krankenkasse unter Überforderung sowie einer unerträglichen Situation am Arbeitsplatz leidet. Von ihren Kolleginnen fühle sie sich nicht ernst genommen, ständig ausgeschlossen und wie ein kleines, unfähiges Mädchen behandelt. Ihr Leben bestehe aus einer Aneinanderreihung von Misserfolgen, obwohl es ihr nicht an Strebsamkeit gefehlt habe. Immerhin habe sie das Abitur geschafft! Dieser kurze Moment einer Selbstbestätigung verdunkelt sich schon im nächsten Augenblick wieder, als sie berichtet, wie kläglich sie das angefangene Jurastudium wegen ihrer Unfähigkeit abbrechen musste, sich zu konzentrieren und zielgerichtet zu arbeiten. Auch zu einem Mann habe sie es nicht gebracht, sie meine, fällt sie sich ins Wort, zu einer kontinuierlichen Partnerschaft. Ihr Lebensbericht gerinnt immer mehr zu einer Lebensbeichte. Als Einzelkind wuchs sie sehr behütet, andererseits mit Strenge und Härte erzogen, auf. Schon früh sei sie sich „dicklich, dümmlich und langweilig“ vorge-

kommen, immer von einer großen Angst beherrscht, die nicht enden wollenden Sorgen, aber auch die Missbilligung der Eltern heraufzubeschwören. Sie sagt, sie sollte wohl der Garant einer heilen, erfolgreichen Familie sein. Tatsächlich stand ihr bei jeder Aufgabe oder Anforderung vor Augen: Ich kann das alles nicht. Nach dem Abitur begann sie ein Pädagogikstudium, das sie nach dem 5. Semester mit dem Eingeständnis von Überforderung abbrach. Als wir uns die einzelnen Stationen ihrer Berufsbiografie genauer betrachteten, wurde deutlich, wie sie Gefühle von Versagen und Unfähigkeit innerlich mit Tatsachen gleichsetzte. Sie erhob ihre Stimmungen in den Rang von Fakten, um sich zur Wehr zu setzen gegen übertriebene Ansprüche, Härte und ein beständiges Funktionieren-Sollen. Dies schien der einzige Weg zu sein, um auszudrücken: Ich spiele nicht mehr mit! Unbewusst hatte sie ihre Lebensformel des Nichtskönnens als Schutzschild und Abschirmung gegen vermeintliche oder tatsächliche Überlastung, dann als Protest gegen die alte familiäre Rolle des Aushängeschildes der heilen Familie und schließlich zur Korrektur und Vergegenwärtigung eines besseren Selbstbildes benutzt. Ich kann das nicht sollte eigentlich heißen, ich bin das nicht!

Ich könnte alles

Herr M. kam mit dem Anliegen in die Beratung, Hilfe bei einer schwerwiegenden Arbeitsstörung zu bekommen, ein Vorhaben, welches er wie alles andere in seinem Leben lange vor sich hergeschoben habe. Er könne nur mit größter Mühe etwas zu Ende bringen, die Idee in die Tat umsetzen, es sei alles „wie eine schwere Geburt“. Nach dem Abitur begann er das Studium der Betriebswirtschaftslehre, eher auf Anraten seiner Eltern. Nach dem 5. Semester brach er ab, geriet in eine Lebenskrise, aus der er sich erst nach einem Jahr, auch mit Hilfe einer Umschulung zum EDV-Kaufmann, wieder befreien konnte. An seiner jetzigen Arbeitsstelle, in der Verwaltung einer Behörde, gehe alles nur sehr langsam und zu seiner größten Unzufriedenheit voran. Trägt der Chef Aufgaben an Herrn M. heran, mutmaßt dieser, er solle sich unterwerfen. Lobt er ihn, was allerdings selten vorkommt, habe er den Verdacht, er wolle ihn gefügig machen. Kompliziert und schwer aufzulösen war dieses Verhältnis auch, weil Herr M. darauf bestand, dass das Problem ausschließlich bei seinem Chef liege, dieser habe einen tyrannischen, autoritären Charakter, er mache ständig Druck, drohe ihm auch bei kleinen Anlässen mit Entlassung und schüchtern ihn auf eine herabsetzende Weise ein. Meine vorsichtige Frage, ob denn der Chef nur ein Gegner und Feind sei, konnte Herr M. zunächst noch nicht an sich heranlassen, sodass dieses weitere unerfreuliche Kapitel seiner Lebensgeschichte erst ein Ende fand, als der Chef pensioniert wurde. Unter dem Wiederholungszwang seines Lebensmottos „Ich könnte alles“ und „Das Leben ist ein Kampf“ benötigte er jedoch einen Gegner – und hatte ihn bald in unmittelbarer Nä-

he gefunden. In der Wohngemeinschaft, in der er lebte, war ein neuer Mitbewohner eingezogen, ein groß gewachsener Mann mit breiten Schultern, der ihm auf Anhieb bedrohlich vorkam. Da dieser jedoch ein eher sanfter Vertreter seines Geschlechts war, gelang es Herrn M. zunehmend zu erkennen, dass er sich ein gewaltiges Bild von ihm gemacht hatte. Dieses Bild, diese potenzstrotzende Fiktion, wirkte wie ein inneres Konzept, strukturierte und orientierte ihn, führte aber auch zu dem fatalen Schluss, er müsse sich noch mehr aufbauen. Das althochdeutsche ‚baun‘ umfasst nun tatsächlich sowohl die Bedeutung von ‚bauen‘, ‚wohnen‘ und ‚sein‘ (Kluge 1999). „Ich baue“ bedeutete also gleichzeitig, „ich bin“, „ich bleibe“, „ich lebe“. In den Beratungsstunden fanden wir heraus, dass er den Bau seiner Biografie dadurch vorangetrieben und bewerkstelligt hatte, indem er alles auf eine Karte setzte. In seiner Jugend hatte er exzessiv Sport getrieben, war magisch von der Idee angezogen, als Spitzensportler liege ihm die Welt zu Füßen, stünden ihm alle Tore offen. In dieser Konstruktion und Fiktion richtete er sich ein und lebte er, allerdings nur mental. Immer, wenn er seine Fantasien und Pläne hätte an der Realität prüfen und etwas daraus machen können, kam er zu dem Schluss, er müsse noch mehr trainieren. Seine Potenz war ein Potenzial, das er nicht überprüfen durfte. Im besseren Verständnis seines Lebensweges fanden wir heraus, dass er die Überzeugung entwickelt hatte, sich erst dann hervorwagen zu dürfen, wenn er die Gewissheit hat, dass sein Traum von Größe und Macht mit der Wirklichkeit identisch sei. Weshalb er diesen Joker nie ziehen durfte – denn was ist, außer dem Tod, schon gewiss?

Gegenwärtiges

So geradlinig und geordnet oder zusammenhanglos und abwegig einem die eigene Geschichte auch vorkommen mag, die individuelle Biografie gibt Anlass, uns über die Reise auf dem Meer des Lebens ein Bild zu machen. Wo hat man angelegt, in welchem Hafen ist man länger geblieben? Welchen Kurs hat man eingeschlagen, welche Mannschaft hat uns begleitet? Waren wir Kapitän oder Koch oder beides? Die Bedeutung der Gegenwart liegt in den momentanen Motiven und Interessen begründet, die die jeweilige Lebensbetrachtung und -beschreibung entscheidend prägen. Eine oder mehrere Lebenslinien, Themen und Muster, wie auch Brüche, Ungereimtheiten und Stilisierungen zu erkennen, setzt eigenes, kritisches Denken voraus, das sich nur im Abstand zu sich selbst realisieren kann.

Erwin Chargaff sieht sich schon als Junge mit einer Eigenwilligkeit und zweifelnden Nachdenklichkeit begabt, immer auf der Suche nach Erklärungen, nach den „unvorstellbaren Möglichkeiten einer sich immer erneuernden, sterbenden und wiederauferstehenden Natur“ (Chargaff 1981). Dies führt seinen Ausführungen nach dazu, dass er zu einem eifrigen Leser von Sachen wurde, die ihn nichts

angingen. Er bekommt auch schon früh Armut und Not mit, als Kind der Weltwirtschaftskrise am Ende der 1920er-Jahre. Im Restaurant hatte es sich als nötig erwiesen, mit größter Geschwindigkeit das Mahl einzunehmen, denn die Preise hatten sich schon während des Essens verdoppelt. Nach dem Abitur wählt er die Chemie als Studienfach, da er besonders wenig von ihr gewusst habe, und da sie mit der Wirklichkeit zusammenzuhängen schien, sei sie ihm nicht unsympathisch gewesen. Schon früh kann er von sich sagen: „Ich bin in einem ungewöhnlichen Ausmaß mein eigenes Produkt.“

Im Rückblick auf diese Jahre kommen ihm Entscheidungen nicht als Resultat tiefsinniger Erwägungen vor, sondern sie würden viel lässiger getroffen und erst später rational begründet. Ein Forschungsstipendium bringt Chargaff 1928 nach Amerika und schnell ist es sein Bestreben, Wurzeln zu schlagen. Der Mensch ist doch keine Pflanze! Doch, sagt er, man denke nur an den Riesen Antäus, der seine Kräfte verlor, sobald er nicht mehr auf dem Boden der Erde stand.

„Der nörgelnden, neidischen und unbeweglichen Welt Wiens entronnen, wo sogar die Wanzen dem alten spanischen Hofzeremoniell folgten“, beeindruckt ihn die Aufgeschlossenheit und die Weite des Gesichtsfeldes seiner neuen Umgebung. Andererseits stößt er an immer näher rückende Wände einer übertriebenen Spezialisierung und Reduzierung, die seinen jugendlich-romantischen Glauben erschüttern, Naturwissenschaft habe etwas mit Natur zu tun. Nach und nach zweifelt er auch an der Zuverlässigkeit seiner Erinnerung und Kontinuität einer vergangenen Wirklichkeit, denn „es gibt schließlich nur einen Weg, geboren zu werden, aber so viele zu sterben“. Jeden Tag und oft auch nachts taucht er in die Welt der Chemie ein, destilliert, lässt es kristallisieren und sublimieren. Enttäuscht bemerkt er, wie sich die erhoffte Weite nicht einstellt und einer Enge der Empirie weicht, die auftragsbezogen schnelle und ökonomisch verwertbare Ergebnisse anfordert. Unerwartet sieht sich Chargaff in diesem weitläufigen Amerika wieder mit der gerade geflohenen Engstirnigkeit Wiens konfrontiert: Im herrschenden Wissenschaftsbetrieb, in dem schön bemessene Bewegungen und wohl durchdachte Handlungen zu nichts führen, was die Nachwelt weiser und reicher machen würde. Er ist zwar der Auffassung, er habe niemals eine Wahl gehabt, aber mir scheint, er hat, dann wohl unbewusst, aus der Not eine Tugend gemacht, sich mit ungeheurer Leidenschaft in die Chemie vertieft, als wolle er die (auch geliebte) Kultur und Pracht Wiens in den biologischen Zellen erblicken, deren Ordnung und Schönheit, einen prachtvollen Kosmos im Kleinen. An das eigentliche wissenschaftliche Ziel, deren Bauplan zu enträtseln, kann er schon lange nicht mehr glauben, denn es ist ein Vorhaben, bei dem „Kohäsion und Kompression nur zwei von vielen Elementen sind, die zu zerstören wir gezwungen sind, bevor wir sie untersuchen können“ (1981, S. 215). So sieht Chargaff sich in einem Dilemma, in dem der Erfolg der Naturwissenschaften von ihrer Beschränktheit abhängt, die Fachleute erzeugt, die Biologen zu Zellmechanikern mache und Ärzte zu Körpermechanikern. Mir scheint, Chargaff hat sein

Dilemma, ein Hass-Liebe-Verhältnis zu den Naturwissenschaften aufgebaut zu haben, dadurch gelöst, indem er im Wissenschaftsbetrieb verbleibt, aber einer der schärfsten Kritiker desselben wird.

Seit 1935 ist er an der Columbia University, New York, tätig, wird 1952 Professor der Biochemie, 1970 Direktor des Biochemischen Institutes – bis zu seiner Emeritierung eine Kontinuität von fünf Jahrzehnten. Chargaff ist und bleibt Naturwissenschaftler, indem er die kritische und ironische Distanz zu einem festen Bestandteil in seiner Berufsbiografie werden lässt. Er sieht die Ursprünge und die Vorstellung einer Naturwissenschaft als Beruf im deutschen Kaiserreich begründet. Dieses sei recht verspätet zu imperialistischer Macht gekommen, da ältere Habgier sich bereits die profitabelsten Kolonien einverleibt hatte. „Was dem Reich übrig blieb, war, seinen kolonialistischen Eifer gegen die Natur zu richten. Die Kaiser-Wilhelm-Institute würden das erreichen, was Kaiser Wilhelm versagt war“ (1981, S. 202). Der Blick auf die sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen scheint bei Chargaff zur Basis und Existenzweise seiner gesamten *vita activa* geworden zu sein. Er kann fast 50 Jahre jeden Morgen ins Labor fahren und abends wieder nach Hause; und anscheinend im Großen und Ganzen zufrieden, gelingt ihm dies nicht trotz, sondern wegen seiner kritischen Haltung und Auseinandersetzung damit. Durch diese innere Haltung konnte er sein Leben lenken, seine Biografie gestalten – in den Grenzen, welche die äußeren Fakten setzten. „Zwei verhängnisvolle und in ihrer endgültigen Wirkung noch nicht abzuschätzende wissenschaftliche Entdeckungen haben mein Leben gezeichnet: 1) Die Spaltung des Atoms, 2) die Aufklärung der Chemie der Vererbung und deren darauf folgende Manipulation. In beiden Fällen handelt es sich um die Misshandlung eines Kerns: des Atomkerns, des Zellkerns. In beiden Fällen habe ich das Gefühl, daß die Wissenschaft eine Schranke überschritten hat, die sie hätte scheuen sollen.“ (1981, S. 246)

Zukünftiges

Fakten sind Bausteine der Biografie, bestimmen aber nicht darüber, welche innere und äußere Form und Verfassung das Haus schließlich erhält. Was für die Vergangenheit gilt, dass keine Tatsachen erinnert werden, sondern deren psychische Verarbeitung, so trifft es auch auf die Zukunft zu, dass ihre Gestaltung von Fantasien, Wünschen und Ansprüchen bestimmt wird. So, wie vergangene Erfahrungen umgearbeitet, transformiert und aktiv in den gegenwärtigen Lebensrahmen eingefügt werden, so wird auch die Zukunft vom Kontext der augenblicklichen Lebenssituation her geprägt und die Geschehnisse und Erlebnisse entsprechend „ins Bild gerückt“.

Nachdem die Crow-Indianer 200 Jahre als Nomaden im Nordwesten der heuti-

gen USA gelebt hatten, ließen sie sich 1884 im Einvernehmen mit den Eroberern in einem Reservat nieder. Dass diese Notlösung freiwillig zustande kam, verhinderte zwar Krieg und Ausrottung, brachte aber Verlust und einschneidende Veränderungen ihres Lebensraumes und ihrer Kultur mit sich. Das Gemeinschaftsleben sowie die individuellen Schicksale und Lebensläufe hatten die Crow seit jeher von Traumerzählungen abhängig gemacht, indem sie darin Hinweise erblickten, wohin sie ihre Schritte lenken und was sie meiden sollten. Schon die jungen Stammesmitglieder wurden darin bestärkt, in die Natur hinauszugehen und eine Vision zu suchen. Indem sie sich auf guten Fuß stellten mit ihren Fantasien und ihrer geistigen Welt, konnten die Crow ihren Hoffnungen und Ängsten, ihren Wünschen und Wahrnehmungen sowohl Ausdruck verleihen als auch ihren Tag- und Nachträumen eine gestaltende Kraft, eine Orientierung für die Zukunft verleihen.

Wie sehr die fiktive Welt unter den neu geschaffenen Fakten litt, demonstriert Lear (2007) an den gravierenden Transformationen im Alltag der Crow. Infolge der enormen Begrenzung ihres Lebensraumes, den Bedingungen des Reservates, musste auch der Vorstellungsraum eingezäunt werden, da die Crow als Nomaden sich als Menschen in Bewegung und Aktion auffassten. Wenn wir den Lebenslauf eines jungen Mannes betrachten, so wirkt sich der Wegfall der Möglichkeit, umherzustrreifen und auf die Jagd zu gehen, auch als Verlust eines inneren Konzeptes aus, sich als zukünftigen Jäger zu imaginieren, der die Realisierung und den Ausdruck seiner Kräfte und seines Mutes als Lebensperspektive betrachtet. Lear geht davon aus, dass der Verlust von Ereignissen (Auf-die-Jagd-gehen) einen Verlust mentaler Zustände nach sich zieht. Neben den Ereignissen selbst vermisst der junge Crow-Indianer das innere Vor- und Nachspiel tapferer Taten, emotionale Zustände, die zum Bestandteil seines Selbstbildes, seines Selbstverständnisses geworden waren.

Wie sehr die Gestaltung der Zukunft von einer zentralen Fiktion abhängt und dadurch eine biografiekonstruierende Wirkung entfalten kann, zeigt die Lebensbeschreibung Laura Blumenfelds (2002).

1986 wird Laura Blumenfelds Vater von einem Mitglied des radikalen Flügels der PLO angeschossen. Er überlebt ohne weitere Beeinträchtigungen. Laura ist zu diesem Zeitpunkt 13 Jahre alt. Sie ist von der „grandiosen“ Idee beherrscht, diesen Mordversuch nicht unbeantwortet zu lassen, und Rache wird zum Leitfaden, der sich oder den sie durch ihr zukünftiges Leben spinnt. Sie wird Journalistin und beginnt, das Thema „Vergeltung“ in allen Facetten zu studieren. Sie findet heraus, wie in verschiedenen Gesellschaften die Erinnerungen an Niederlagen und Demütigungen am Leben erhalten und auch verschiedentlich zum Lebensinhalt werden. In Albanien wird dort ein Steinhäufen errichtet, wo ein geliebter Mensch getötet wurde. Vorübergehende werfen immer wieder einen Stein darauf, sodass er ständig anwächst. Im Süden Griechenlands wird den Söhnen ermordeter Väter die Rache in allabendlichen Schlafliedern gesungen. Schließlich die radikalen Gruppie-

rungen der Iren oder Serben, die durch Umzüge und Feiern jahrhundertalte Niederlagen auf eine Weise so ins Gedächtnis zurückrufen, als wären sie gestern gewesen. All diese Forschungen betreibt Laura äußerst engagiert, weiß jedoch nicht genau, was sie antreibt. Ihr Vater hegt keine Rachegelüste, sagt ihr aber, sie solle die Motive der Tat ermitteln, das sei wichtig für ihn. Sie schreibt ein Gedicht, in dem sie ihre Rachewünsche in Worte fasst und beschließt, ein Buch zu schreiben, für das sie umfangreiche Reisen und Recherchen anstellt. So verschieden die Zeiten, Orte, sozialen Gruppen auch sein mögen, überall trifft sie auf Vergeltungsmechanismen, die sie mit der Präzision einer mathematischen Gleichung zu erfassen versucht. So erfährt sie von dem Israeli Abba wie auch von dem Palästinenser Salim, wie beide durch die Rituale der Rache sowohl ihre individuelle Identität als auch das kollektive „Wir“ gefestigt sehen. Wenn ein Mitglied eines Beduinestammes getötet wird, sagen die anderen: „Wir alle verlieren Blut!“ Laura vertieft sich in die Geschichte der Vergeltung, die oft als heilige oder gesetzliche Pflicht erachtet wurde. Im 17. Jahrhundert verwehrte das englische Recht den Söhnen, die den Tod ihrer Väter nicht rächen, sogar das Erbe. Unvermittelt ist sie wieder in einer bedrückenden Gegenwart, trifft Menschen, die auf die Frage, wie es ihnen geht, antworten: „Ich lebe!“

Bei der Schilderung ihrer obsessiven Anstrengungen bekommt man zunehmend den Verdacht, dass sie vor allem ihrem Vater gefallen, etwas für ihn tun möchte, was er nicht tun will oder kann. Gleichzeitig will sie sich von ihm lösen, gegen ihn antrotzen. Gegen seinen Willen fährt sie in den Iran, um dort ihre Untersuchungen fortzusetzen. Sie macht die Adresse der Familie des Täters, Omar, ausfindig, erfährt von ihr, dass er inhaftiert ist. Sie stellt sich als „Journalistin Laura“ vor, die sich aus beruflichen Gründen mit dem Thema „Vergeltung“ befasst und verheimlicht, dass sie die Tochter des Opfers, David Blumenfeld, ist. Sie lernt Eltern und Geschwister kennen, um über sie eine Gelegenheit zu einem Treffen mit Omar zu bekommen. Nach einem gescheiterten Gefängnisbesuch beginnt sie, mit Omar zu korrespondieren, fragt, diskutiert und stellt sich neutral und freundlich. Unterwegs kommt ihr die Scheidung ihrer Eltern in den Sinn sowie ihr Bedürfnis, die Familie zusammenzuhalten. Sie sagt sich, wenn man füreinander kämpft, lebt die Familie weiter. Ihr Erleben wird zunehmend zwiespältiger. Sie strickt weiter an Racheplänen für die Zukunft, will Omar „eine Lehre erteilen“ und versucht auf der anderen Seite, ihre eigene Vergangenheit zu verstehen.

Laura sieht ihre Beweggründe also als persönlich, als familiär verankert an, im Unterschied etwa zu dem früheren Premierminister Israels, Benjamin Netanyahu, den sie zu ihrem Thema interviewt. Dieser bezieht seine Rechtfertigung der Rache nicht nur auf Verwandte und Freunde, sondern auf die ganze Bevölkerung. Sie besucht auch weiter Omars Familie und ist mit erschreckend divergierenden Realitäten konfrontiert. Omars Mutter erzählt lachend vom Anschlag ihres Sohnes auf Lauras Vater und zeigt ebenso drastisch ihren verletzten Stolz, ihre erschütternden

Lebensbedingungen. Laura arbeitet weiter an ihrem Buch, spricht mit Vitka Kovner, einer Kinderpsychologin, die 1945 als junge Frau an einem Plan beteiligt war, das Trinkwasser der Deutschen zu vergiften. Dies hätte sie, wie sie heute sagt, zur größten Mörderin aller Zeiten gemacht. Lauras Vater, der bei diesem Gespräch ebenfalls zugegen ist, fragt sie, ob es eine gute Sache gewesen wäre, wenn es geklappt hätte. „Es war ein grausamer und zerstörerischer Plan, aber damals dachte ich, dass es richtig wäre, alles Schlag für Schlag zurückzugeben.“ Der Plan war nicht aufgegangen, allerdings musste 2.238 Deutschen der Magen ausgepumpt werden. Vitka macht einen Unterschied zwischen den Nazis, die die Juden als Menschen entwürdigt, dehumanisiert haben, im Unterschied zur PLO, die dies nicht tut. Ihr Fazit ist, dass sie, mit der Ausnahme des Holocaust, der ein einzigartiges Ereignis war, kollektive Strafe als primitiv ablehnt.

Laura lebt dann ein Jahr in einem palästinensischen Dorf und hilft dabei, Zusammenkünfte zwischen arabischen Kindern und ihren jüdischen Nachbarn zu organisieren. Sie hofft, wenn sie zusammen spielen, werden sie sich weniger als Feinde betrachten. Dies führt jedoch nicht dazu, dass sie ihren Wunsch, die Attacke auf ihren Vater heimzuzahlen, aufgibt. Ihr Vater David, den sie nicht in ihr Vorhaben einweiht, meint, er habe keine Rachegeanken, er wäre ja am Leben und käme zurück an den Ort des Geschehens. In der Korrespondenz mit Omar, dem Täter, tut sie freundlich, gibt ihr Interesse als theoretisches, wissenschaftliches aus und fragt nach seiner Einstellung zur Gewalt, zur tödlichen Vergeltung. Omar vertritt den extremen Standpunkt einer ausschließlich politisch motivierten Tat, die ein kollektives Unrecht aufdecken soll. Nach langen Diskussionen schreibt sie ihm auch von David, „über den sie sich kundig gemacht habe“, und bringt Omar dazu, sich zu entschuldigen, einen Unschuldigen verletzt zu haben.

Lauras Mutter bekommt schließlich den Eindruck, dass ihre Tochter sich verrenne und sagt ihr, sie selbst sei doch mit der versuchten Vergeltung gemeint, Omar sei nur ein Vehikel. Sie habe schließlich ihren Vater und die Familie verlassen, und jetzt kämpfe sie an ihres Vaters Stelle und wolle sich für ihn rächen. Laura weist diese Sichtweise zunächst weit von sich, stimmt ihr aber schließlich zu und ringt sich dazu durch, vor Gericht auszusagen. Nach 13 Jahren Haft wird eine neue Verhandlung von Omars Fall anberaumt, in der Laura eingesteht, dass sie die Tochter des Opfers ist. Sie gibt zu Protokoll, wie in einem Jahr aus vermuteten Feinden, Omar und seiner Familie, Menschen mit einer Geschichte geworden, ebenso, wie für Omar auch ihr eigener Vater zu einem Menschen mit einer Geschichte geworden, während er vorher nur ein Objekt, ein „militärisches Ziel“ gewesen sei.

Laura hatte offensichtlich ihr Leben auf etwas ausgerichtet, das als Factum brutum Rache zum Ziel hatte, während der fiktive Anteil in bewussten und unbewussten Vorstellungen bestand, ihre Herkunftsfamilie, wieder zu einem Ganzen zu machen. Erst als sie dies, vor allem durch die Deutung der Mutter, besser verstand,

konnte sie die Bedeutung des Früheren (die Scheidung der Eltern) und des Späteren (die Tat) ebenso unterscheiden wie die „Tat“ der Mutter und die Tat des Täters. Es war für sie ein langer Weg zu erkennen, wie sie sich von Fantasie und Fiktionen hatte leiten lassen, die ihrem Leben Sinn und Richtung gaben. Mit dieser Erkenntnis gelang es ihr, die Gegenwart differenzierter wahrzunehmen und ihre Zukunft eigenständiger zu gestalten.

Fazit

Die Bausteine einer Biografie bestehen aus Sachverhalten und Ereignissen, den Erinnerungen daran und den Deutungen, die ihnen zugewiesen werden. Fantasien und Wünsche sagen nicht nur etwas über die Darstellung des Gewesenen aus, sondern dienen als inneres Leitbild und Orientierungsregel, Gegenwart und Zukunft zu strukturieren. Wird eine Erfahrung in einer fiktiven Formel („Ich kann das nicht!“) symbolisiert, dient sie als Richtschnur und Regieanweisung, auf Fragen und schwierige Lebenslagen eine Antwort, eine Reaktion zu finden (Rückzug, Aufgeben). „Für mich war immer klar, dass ich ein Kind will“, sagt Frau D. im Vorgespräch. „Man braucht schließlich eine Biographie“ (Stillke 2002). Fakten beziehen sich auf die Existenz, Fiktionen auf die Essenz. Diesen Unterschied zu bearbeiten, könnte Aufgabe der gerade zitierten Beratungssituation sein. Ein Kind ist einerseits eine existenzielle Veränderung der Lebenswelt, der Wunsch nach einem Kind und dessen Bedeutung für diese junge Frau könnte andererseits die Hoffnung auf eine essenzielle Veränderung ihrer Biografie nähren.

Es hat sich gezeigt, dass es manchmal wichtiger ist, einen einmal gefundenen Mythos über das eigene Schicksal wie eine Lebensformel aufrechtzuerhalten, weil er, obzwar ein Notbehelf, doch eine Art Selbstverständnis und Selbstbild stabilisiert. Dies bezieht sich auf Ideen eigener Größe und Ideale („Ich könnte alles!“) wie auch auf Bilder von Kleinheit und Unzulänglichkeit („Ich kann nichts“).

Im Hinblick auf die Berufswelt kann man feststellen, wie diese zunehmend von Uneinheitlichkeit, Zersplitterung, Diskontinuitäten sowie der Veränderung traditioneller Ausbildungsgänge (Aneignung von „Skill-Paketen“) und Berufsbildern („Jobholder“) bestimmt ist. Angesichts einer beruflichen Zukunft, die von erhöhter äußerer Unsicherheit und Strukturlosigkeit bestimmt ist, könnte ein besseres Verständnis der eigenen Biografie, seiner Potenziale, Konflikte und Begrenzungen zu mehr innerer Orientierung und damit besserer Gestaltungsmöglichkeit für das Berufsleben führen.

Literatur

- Blumenfeld, L. (2002): *Revenge*. New York.
- Chargaff, E. (1981): *Das Feuer des Heraklit*. Stuttgart.
- Kluge, F. (1999): *Etymologisches Wörterbuch*. Berlin, New York.
- Erdheim, M. (2002): *Klatsch und Tratsch*. In: *Kursbuch (6/2002)*. Berlin.
- Ettinger, E. (1994): *Hannah Arendt Martin Heidegger*. München.
- Frankl, V. (1981): *Die Sinnfrage in der Psychotherapie*. München.
- Hagner, M. (2007): *Geniale Gehirne*. Göttingen.
- Lear, J. (2007): *Den Untergang einer Kultur durcharbeiten*. In: *Psyche (61/2007)*. Frankfurt am Main.
- Prinz, A. (1998): *Beruf Philosophin*. Weinheim, Basel.
- Reich, J. (2002): *Wenn der Staat bestimmt*. In: *Kursbuch (6/2002)*. Berlin.
- Sartre, J.-P. (1964). *Les mots*. Paris, dt.: Reinbek.
- Stillke, C. (2002): *Biographien auf der Couch*. In: *Kursbuch (6/2002)*. Berlin

Anschrift des Verfassers: Jörg Gogoll, Liebigstraße 46, 35037 Marburg.